

# **Abschied vom freien Sonntag?**

Der Sonntag – Ein Fall für den Artenschutz

Vortrag anlässlich der  
1. Zeitkonferenz der

Allianz für den freien Sonntag

Mittwoch, den 28.11.2007

In der Evangel. Stadtakademie, München

Alle Rechte beim Autor

**Autor: Prof. Dr. Karlheinz Geißler. Mail: [karlheinz.geissler@unibw.de](mailto:karlheinz.geissler@unibw.de)**

## Verehrte Zeitgenossen und Zeitgenossinnen,

Es geht um den Sonntag, heute am Mittwoch. Aber, das werde ich Ihnen später verraten, wenn's um den Sonntag geht, geht's auch um den Mittwoch. Es geht also um relativ viel. Die Klage der beiden Berliner Landeskirchen beim Verfassungsgericht gibt diesem Thema endlich jenes Gewicht, das ihm gebührt. Es geht aber nicht nur um den Sonntag, wenn's um den Sonntag geht, es geht um Grundsätzlicheres. Es geht um Zeit, und Zeit, da sage ich Ihnen nichts Neues, ist nichts anderes als Leben. Es geht also um unsere Leben und dessen Qualitäten. Deshalb, so meine Vermutung, haben Sie für diesen Vortrag auch jemand eingeladen, der in den Medien gerne als Zeitexperte vorgestellt wird.

Wenn's um Zeit geht, und das ist das aufregende an ihr, geht's immer auch um Zeitordnung und wenn's um Zeitordnung geht, geht's immer auch um Herrschaft. Zeitordnung wird von einflußreichen Menschen und Gruppen gemacht, damit diese einflußreichen Menschen und Gruppen davon profitieren. Sie kann also auch verändert werden, und weil das gerade wieder mal ansteht, sind wir heute hier. Wenn's um Zeit geht, stellen sich immer folgende drei grundlegende Fragen:

**Wem gehört die Zeit?**

**Wer bestimmt über sie, macht also Ordnung mit ihr?**

**Wer entscheidet, was zu welcher Zeit getan werden kann, soll und muß und was nicht?**

Die Geschichte unserer Zivilisation, unserer Zeitkultur, ist voll von zum Teil äußerst heftigen Auseinandersetzungen, in denen um praktische Antworten auf diese Fragen gerungen und gekämpft wurde. Diese Geschichte geht weiter, sie ist nicht abgeschlossen, wir alle hier sind Teil dieser Geschichte, sind Opfer und Täter gleichermaßen. Ich erinnere nur an langjährige Auseinandersetzungen um Arbeitszeitregelungen, um Ladenschlußzeiten, die immer noch andauern. Vergangen sind hingegen die Kämpfe um den „Blauen Montag“, nicht vergangen sind hingegen die Auseinandersetzungen um die Arbeit am Samstag und jetzt, in der Wiedervorlage, der Kampf um den Sonntag. Immer ging und immer geht es dabei auch um Herrschaft, denn Herrschaft besteht u.a. darin, bestimmten Menschen zu bestimmten Zeiten Handlungsmöglichkeiten zu gewähren oder zu verweigern. In diesem Sinne übt auch das Grundgesetz unsere Republik mit dem Schutz des Sonntags auf die Bevölkerung seines Geltungsbereiches Herrschaft aus. Es begründet diesen Akt der Herrschaft durch eine qualitative profilierte Abgrenzung zu den werktäglichen Aktivitäten. Es schränkt an einem von sieben Tagen die Handlungs- und Erfahrungsmöglichkeiten ein, um andere Handlungs- und Erfahrungsmöglichkeiten, genannt sind ausdrücklich die der „Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“, zu ermöglichen. Das machten die Väter und die Mütter des Grundgesetzes nicht etwa, weil sie gerade Lust dazu hatten, nein, sie knüpften damit an eine lange, eine sehr lange und stabile Tradition an: Die Tradition des Wochenrhythmus ( die übrigens in der Weimarer Verfassung mit fast den gleichen Worten wie im Grundgesetz bereits geschützt war). Alle, die den Sonntag als besonderen Tag abschaffen wollen, müssen belegen, daß die Gründe, die zur Entstehung der Woche führten, heute hinfällig geworden sind. Das können sie meist allein deshalb schon nicht, weil sie gar nicht wissen, wie und warum man die Woche und den Sonntag ehemals erfand. Darauf will ich nun eingehen, in dem ich Ihnen eine kurze Geschichte der Woche erzähle.

\*

Die Woche, und die Woche existiert nur weil es darin einen spezifischen Tag gibt, den wir „Sonntag“ nennen. Sie ist die einzige kalendarische Zeiteinheit, die kein Korrespondenz zu kosmischen Abläufen besitzt. Die Woche ist, so der bekannte französische Mittelalterforscher Le Goff, „die große menschliche Erfindung im Kalender“. Man könnte sie also auch wieder abschaffen, was sich weder mit dem Tag, noch mit dem Monat, noch mit dem Jahr machen ließe.

Auf die folgenreiche Idee, die Zeitinstitution der Woche einzuführen, kamen vor etwa 5000 Jahren die Bewohner des Zweistromlandes, des heutigen Irak. Es waren die Chaldäer, die mit sozialorganisatorischen Absichten der Zeit eine neue Ordnung gaben. „Von Anfang an“, so Le Goff, „bestand ihr Hauptwert darin, daß sie in den Kalender eine regelmäßige Unterbrechung der Arbeit und des Alltags bringt.“ Nachvollziehbar wird diese große und großartige „Erfindung“, wenn man sich die damalige Lebenssituation der Bewohner dieser Region vergegenwärtigt. Das Gebiet zwischen Euphrat und Tigris bestand ehemals aus großflächigen Überschwemmungsgebieten, deren letzte Reste erst vor wenigen Jahrzehnten vernichtet wurden, mit vielen kleinen, landwirtschaftlich genutzten Inseln. Auf ihnen lebten die Menschen relativ isoliert, also mit wenig Kontakt zu den Bewohnern der Nachbarinseln. Eine die insulären Lebensgemeinschaften übergreifende Organisation, die diese vor Naturkatastrophen, vor Hungersnöten und Überfällen hätte schützen können, existierte nicht. Um diese zu errichten, bedurfte es eines Anlasses, ein Ereignisses, das die Insulaner motivierte, miteinander Kontakt aufzunehmen und bei ihren Zusammenkünften festzustellen, daß sie gemeinsame Interessen haben. In der Suche nach Heil und dem Interesse, von Ungemach verschont zu bleiben, fand man diese Gemeinsamkeit. Durch die Festlegung eines in regelmäßigen Abständen wiederkehrenden Tages, an dem man sich zu feierlich-liturgischen Kulthandlungen, also zu Gebeten, Zeremonien, Festlichkeiten und Absprachen traf, bekam diese Gemeinschaftlichkeit schließlich ihren institutionell festgelegten Zeitrahmen und damit eine Zeitordnung, die den Aufbau einer Organisation (Gesellschaft) ermöglichte. Im Mittelpunkt stand zwar der Kult, die Verehrung des Heiligen. Da aber kultisches Handeln immer auch gemeinschaftliches Handeln ist, stärkt und erneuert dieses gleichzeitig auch das Kollektive, das Soziale, die Gemeinschaft.

Man entschied sich für einen siebentägigen Zyklus. Warum sieben Tage, warum nicht acht oder auch zehn, wie die französischen Revolutionäre Ende des 18. Jahrhunderts? Der Grund ist himmlisch. Die Zahl sieben war nämlich am einfachsten und für die Bevölkerung am akzeptabelsten mit einem überirdischen, einem himmlischen Sachverhalt in engen Zusammenhang zu bringen. Das war deshalb notwendig, weil alle anderen damals gültigen Zeitinstitutionen, Tag, Monat, Jahr, auch von himmlischen Abläufen vorgegeben waren. Im Fall der Woche und ihrer Tageszahl orientierte man sich an den sieben damals bekannten Planeten. Noch heute spiegelt sich das in den Benennungen der Wochentage. Obgleich wir inzwischen mehr als sieben Planeten kennen, und jener Planet, dem der Montag seinen Namen verdankt, gar keiner ist, haben wir am Rhythmus von sieben Tagen 5000 Jahre lang festgehalten.

Die Einführung eines regelmäßig wiederkehrenden Tages von Kult, Feier und Gemeinsamkeit, steht am Anfang dessen, was wir heute „Gesellschaft“ und was wir „Kultur“ nennen. „Die Kultur lebt aus dem Kult“ (Josef Pieper). Die Dauerhaftigkeit der Zeitinstitution „Woche“, ihre 5000-jährige

lebendige Geschichte und die gelungene Abwehr unterschiedlichster Angriffe auf sie, belegen den historischen Erfolg dieser Erfindung. Sie gründet auf der geglückten Verknüpfung zweier Vergemeinschaftungsformen mit dem Mittel der Zeitordnung, einer sozialen und einer inhaltlichen. Sozial vergemeinschaftete man sich, indem man sich traf, miteinander redete und miteinander feierte, also eine gemeinsame Kultur entwickelte. Inhaltlich vergesellschaftete man sich durch das gemeinsame Anliegen des Kultes, der der Huldigung gemeinsamer Götter diente. So entstand aus der Gemeinsamkeit des Kultes an einem gemeinsam geteilten, regelmäßig wiederkehrenden Tag, schließlich eine gemeinsame Kultur.

Diese kurze Geschichte der Woche macht aber auch darauf aufmerksam, daß mit ihrer Abschaffung, gegen die wir uns hier ja wehren, den Menschen wiederum der Rückfall in Isolation, Vereinzelung und Trost-Losigkeit droht. Deutlicher gesagt: **Ohne den Sonntag wäre die Woche ein 5000-jähriger Irrtum.**

\*

Wir sind heute dabei, dies auszutesten. Die Risiken sind nicht zu unterschätzen, in Konturen sind sie bereits sichtbar. Der Sonntag zeigt inzwischen deutlich sichtbare Spuren seiner Mißhandlung. Die Angriffe auf ihn kommen von den unterschiedlichsten Seiten und rekrutieren sich aus verschiedenen Interessenlagen. Für die größte Gefahr, weil relativ unauffällig und schleichend, halte ich diejenige, die von den technologischen Entwicklungen ausgeht. Das trifft in erster Linie auf das hochattraktive Internet zu. Das Internet hat keinerlei Zeitordnung und auch keine Zeitstruktur. Es kennt weder den Tag, noch die Woche, kennt nicht den Monat und auch kein Jahr. Es ignoriert jegliche, die Zeitstruktur rahmenden Säulen von Anfang und Ende, und es kennt auch keine Übergänge und keine Zwischenzeiten mehr. Der „Zeitgeist“ des Internet, dessen zeitliches Nirwana, ignoriert alle rhythmischen Zeitmuster der Natur und läßt die Rhythmizität des Menschen ebenso unbeachtet, wie die der sozialen Systeme. Kurz gesagt: Das Internet ist unnatürlich, unmenschlich und unsozial, und deshalb attraktiv. Es besitzt jene irdische End- und Zeitlosigkeit, die den Menschen abgeht, die diese aber mit hohem Einsatz und Aufwand anstreben. Das alles findet man weder im Kleingedruckten der Betriebsanleitungen einschlägiger Geräte, noch wird man vom Verkaufspersonal über die Risiken und die Nebenwirkungen beim Einsatz aufgeklärt.

So gesehen ist der Kampf gegen die zunehmende Verwerktäglichen des Sonntags, dem ja auch die heutige Veranstaltung dient, immer auch ein Kampf gegen die Geister des Internet, die sich als „Zeitgeist“ ja einer breiten Anerkennung rühmen können. Jene Unternehmerverbände, und es handelt sich dabei beileibe nicht um alle, nicht einmal um eine Mehrheit, die den Sonntag den „Zeit ist Geld“ Maximen zugänglich machen wollen, reagieren letztlich auf die von der neueren Hochtechnologie in Gang gesetzten globalisierten Marktdynamiken. Der Einzelhandelsverband plädiert in erster Linie deshalb für erweiterte Einkaufsmöglichkeiten an Sonn- und Feiertagen, weil an diesen Tagen immer häufiger im Internet eingekauft wird. Das säkularisierte Wohlstandssubjekt, das seinen Wunsch nach Erlösung durch den nach Erlösen ersetzt hat, will seine Freiheit, die auf Wahlfreiheit geschrumpft ist, auch am Sonntag in Anspruch nehmen. Warum, so fragen sich viele Konsumenten, soll mir eigentlich nur das Internet so viele Wahlmöglichkeiten eröffnen, warum nicht auch das reale Leben, und dies an jedem Tag? Für die so Fragenden ist der Sonntag nichts anderes als eine Art zeitliches Ödland, das es

möglichst schnell kommerziell fruchtbar zu machen gilt. Wie der Immobilienspekulant in jeder Grünfläche eine unprofitable Brache sieht, so ist für den sich ausschließlich als Kunden verstehenden Menschen jede Stunde, jeder Tag, an dem nichts gekauft wird, ein baldmöglichst abzuschaffendes Ärgernis. Vielen Menschen ist heute der Anschluß an religiöse oder soziale Traditionen verloren gegangen, wenn man mal von der optimistischen Position ausgeht, sie hätten ihn jemals besessen. Sie definieren sich weitgehend nur noch über ihre Rolle und ihren Status als Kunden. Für sie sind Institutionen, die aus vorkapitalistischer Zeit stammen, dazu zählen Kirchen, Universitäten, Familien, und auch die Institution „Woche“ auf deren fruchtbarem Boden sich der Kapitalismus und die moderne Industrie- und Wohlstandsgesellschaft ja erst entwickeln konnten, nichts als überkommene Relikte aus einer „anderen“ Zeit (was sie in der Tat ja auch sind). Einer Zeit, die Herr Rumsfeld, der ja schneller als der Sonntag weg war, dem „alten Europa“ zugerechnet hätte.

\*

Das ehemals durch Traditionen, durch Werthaltungen und Moralvorstellungen „eingegrenzte“ und dadurch zivilisierte Wirtschaftswachstum, schlittert zu Beginn des 21. Jahrhunderts in eine Phase der traditionslosen, wertflexiblen, grenzenlosen und ungebremsten ökonomischen Expansion. Das meint die Zauberformel von der „Globalisierung“, die ja nicht nur eine räumliche sondern auch eine zeitliche Dimension benennt. Und es ist insbesondere diese zeitliche Seite der Globalisierung, die die grenzenlose Zeitnutzung betreibt. Dies mit dem Ziel, sämtliche 24 Stunden des Tages und alle 7 Tage der Woche der „Zeit- ist- Geld“ Logik zugänglich zu machen. Jeder über's ökonomische Kalkül dieser Rationalität hinausgehende Sinn, z.B. ein kultureller, wie er ja ursprünglich der Wochen-Zeitordnung zugrunde lag, wird in dieser eingeschränkten Logik als Behinderung von Freiheitsspielräumen begriffen und gerät somit unter Legitimationsdruck.

Wenn, wie so häufig, in diesem Zusammenhang von „Freiheit“ gesprochen wird, dann ist das ein aus den USA importierter verkürzter Freiheitsbegriff. Freiheit wird von jenen, die den Sonntagsschutz lockern wollen, zuallererst als die Freiheit des Marktes, als die des unbeschränkten Konsums, und die der zeitlich und räumlich ungehinderten Produktion einschließlich eines grenzenlosen Kapitalverkehrs verstanden. Das ist eine Freiheit, die in Deutschland schon länger unter dem Motto „freie Fahrt für freie Bürger“ propagiert wird. Es ist die Freiheit des Wohnwagenbesitzers. Der Preis dieser Freiheit ist bekannt: Die Rücksichtsvollen und alle, die es gerne etwas langsamer angehen lassen, also die Gegenmodelle der McKinsey Menschen, werden ins Seitenaus gedrängt, und das werden auch all jene, die am Sonntag vom aufdringlichen Einkaufsrummel verschont bleiben möchten. Die ausschließlich auf individuelle Freiheiten ausgerichteten Bürgerrechte schützen in erster Linie Einzelpersonen und deren Eigentum. Unberücksichtigt, ungeschützt und zweitrangig, bleiben dabei die gemeinschaftlichen, die sozialen und kulturellen Errungenschaften, also das, was man ‚immaterielle kollektive Güter‘ nennen könnte. Ein Recht auf kollektive, auf gemeinsame Zeiten wird nicht anerkannt.

Dieser individualistische Freiheitsbegriff, der sich insbesondere in Akten der Wahlfreiheit austobt, geht mit einem paradiesisch anmutenden Fortschrittsglauben einher, der einen gesellschaftlichen Zustand anstrebt, in dem alles zu jeder Zeit, sofort und überall zu erhalten, zu genießen und zu veranlassen möglich ist. Diesem Ziel sind die wirtschaftlich erfolgreichen Länder dieser Welt in den

letzten Jahrzehnten ein großes Stück näher gekommen. Zuallererst durch die Entwicklung und den flächendeckenden Einsatz von Technologien, die den alles-zu-jeder-Zeit-und-sofort Zugriff, die englischsprachige Attraktionsformel dafür heißt „instant“, ermöglichen. Auch hier ist das Internet wiederum an erster Stelle zu erwähnen, aber auch das Handy und dessen immer größer werdende elektronische Verwandtschaft.

Augenfällig, das hat mit dem eben Gesagten sehr viel zu tun, haben sich auch in letzter Zeit unsere Raum- und Zeitvorstellungen in gravierender Art und Weise verändert, und mit ihnen ebenso unsere Erwartungen, Wahrnehmungen, Wünsche, Gefühle, Stimmungen und Verhaltensweisen. Der Instant-Zugriff auf Informationen, Menschen und Ereignisse ist den meisten Bewohnern Mitteleuropas inzwischen in einem Ausmaß zur Selbstverständlichkeit geworden, daß all das, was sich ihm entzieht, als freiheitsmindernd, als einschränkend und altmodisch erlebt wird. Produktive Zeitformen, wie die des Innehaltens, des Wartens, des Pausierens, der Übergänge, geraten dabei massiv unter Druck, insbesondere dann, wenn sie politisch durch Zeitinstitutionen abgesichert sind. Dazu zählt in unserer Kultur der Sonntag, der Samstag inzwischen immer weniger. Der Sonntag hat seine besondere Bedeutung u.a. durch die Tatsache, daß die individuelle Wahlfreiheit an diesem Tag in begründeter Art und Weise zugunsten kollektiver Erfahrungen eingeschränkt ist. Was heute zur Debatte steht, ist die Anerkennung dieser, die individuellen Freiheiten einschränkenden Gründe, als gute Gründe. Für jemanden wie mich, der der Leidenschaft verfallen ist, sich mit „Zeit“ und dem, was die Menschen aus ihr machen, zu beschäftigen, liegt es nahe, in diesem Zusammenhang die große Bedeutung jener Zeitformen hervorzuheben, die den Sonn- und Feiertagen ihre Qualitäten geben. In erster Linie betrifft dies die Zeitform des Innehaltens. Deren Produktivkraft ist im Sog der Rund-um-die-Uhr Gesellschaft heutzutage akut bedroht. Ein Antrag auf Aufnahme ins Artenschutzprogramm der Vereinten Nationen sollte deshalb ernsthaft geprüft werden, insbesondere dann, wenn die Klage der Kirchen in Karlsruhe scheitern sollten.

\*

Die Alltagserfahrung lehrt uns, je schneller wir sind, um so weniger können wir auf's Abbremsen verzichten. Nur mit stabilen, mit funktionsfähigen Bremssystemen läßt sich in unserer hochmobilen Lebenswelt das Überleben und die Unversehrtheit sicherstellen. Goethe bereits machte darauf aufmerksam, als er warnte: „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankrott.“ Innehalten, das meint zuerst, gnädig mit sich, den Mitmenschen und der Natur umgehen, heißt die natürlichen und sozialen Grenzen zur Kenntnis nehmen und sie schonen. Überall dort, wo das Ausruhen verboten ist, wo das Rasten, das Abbremsen, das Pausenmachen diskriminiert wird, wächst das Aggressions- und das Zerstörungspotential. Friedliches Leben ist auf's Innehalten angewiesen. Frieden ist langsam, Krieg ist schnell. Innehalten ist nämlich eine notwendige Bedingung, um sich selbst einholen und sich selbst begegnen zu können. Das gilt für Individuen genauso wie für Gemeinschaften.

Ich kenne keinen überzeugenderen Beweis, als jenen, den der weltberühmte Geiger Josua Bell zu Beginn dieses Jahres lieferte. Am 12. Januar 2007, um 7 Uhr 51 Ortszeit begab dieser sich in eine Washingtoner U-Bahnstation. Als Straßenmusikant gekleidet begann er auf seiner kostbaren Stradivari Johann Sebastian Bachs Chaconne in d-Moll zu spielen. Die weitaus meisten ein- und aussteigenden

Passanten rannten, ungebremst in ihrem Fortschrittsdrang, hektisch an dem musizierenden Künstler vorbei. Erst der 64. Passant hielt kurz inne, warf dem genialen Musiker ein paar Cent in den leeren Geigenkasten, und eilte weiter. Nach 43 Minuten außergewöhnlich guter Musik an einem außergewöhnlichen Ort waren schließlich 1070 Personen an dem Kunstereignis vorbeigerast. Nur einige wenige hatten für einen kurzen Moment ihren Dauerlauf unterbrochen. Im Geigenkasten fanden sich nach der Aufführung 32,17 Dollar.

Die Botschaft ist eindeutig: Es ist die Eile, die Hetze, die ‚Zeit-ist-Geld Mentalität‘, die uns an der offenen Tür des Paradieses vorbeilaufen läßt. Wir bleiben, wenn wir nicht Innehalten, taub für das Wohlklingende, das Schöne und alles „seelisch Erhebende“. Das gilt selbstverständlich nicht nur, wie im eben zitierten Beispiel, für wohlklingende Töne, das gilt ebenso für jene Erlebnisse und Erfahrungen, die unser Auge erfreuen, die den Geschmack entfalten und die Nähe zu lieben Menschen kultivieren. Wir verpassen im Leben immer etwas, auch diejenigen, die innehalten verpassen etwas. All jene aber, die **nicht** innehalten, verpassen das Schönste.

Der Sonntag nun, und jetzt bin ich wieder direkt beim Thema, ist jener gemeinschaftlich begangene Tag, der die Individuen, die sozialen Gemeinschaften und der die Gesellschaft in dem inzwischen zum Selbstzweck gewordenen Dauerlauf zu ihrem Wohl und zu ihrer Bestandserhaltung abbremst. Der Sonntag lädt zum Innehalten ein, nicht zuletzt, um an diesem Tag etwas von dem sehen, hören, erfahren und fühlen zu können, was uns die eiligen Werkstage verwehren. Der Sonntag ist ein wertvoller „Zeitverlust“, und er findet seinen Sinn zuallererst in der Schiller’schen Erwartung, daß „der Mensch sich selbst nicht versäume“.

Abbremsen, Anhalten, Pausieren, das sind keine leeren, keine überflüssigen und daher möglichst rasch abzuschaffenden Zeitformen. Sie sind wertvoll und nützlich, weil sie das Leben am Leben erhalten. Menschen, die nicht innehalten, gleichen atemlosen, sich rastlos verausgabenden Automaten, denen es bekanntermaßen verwehrt bleibt, Distanz zu sich und zu dem Geschehen ihrer Umgebung zu gewinnen. Wer auf’s Innehalten verzichtet, setzt sich dem Risiko aus, mit einer Maschine verwechselt und entsprechend behandelt zu werden. All jene, die trotz dieser Argumente im Sonntag immer noch einen verlorenen Tag sehen, die sollte man mit Cicero’s Mahnung, die er einst an einen vielbeschäftigten Freund richtete, konfrontieren: „Mir scheint nämlich“, so schreibt er ihm in einem Brief, „selbst ein freier Bürger nicht wirklich frei zu sein, der nicht irgendwann auch einmal innehält.“

\*

Der Sonntag ist aber nicht nur der Wochentag des Innehaltens er ist auch der Tag des Zwischenraumes, des Übergangs. Die prägnanteste Charakteristik des Sonntags lautet: Er ist eine notwendige **Unterbrechung**, ist eine Lücke im Getriebe, die die Individuen, die Gemeinschaften und die Gesellschaft zur Besinnung zu bringen vermag. Der siebte Tag - und die biblische Schöpfungsgeschichte liefert dafür gute Argumente - ist der Zwischenraum, der die Sicht auf jene Dinge und Geschehnisse lenkt und freigibt, die sonst unbeobachtet, unverarbeitet und folgenlos blieben. Darauf hat Christian Morgenstern bereits aufmerksam gemacht, der bekanntermaßen der Lücke, also dem Sonntag, ein amüsanter Loblied sang:

*Es war einmal ein Lattenzaun/ Mit Zwischenraum, hindurchzuschauen./ Der Zaun indessen stand ganz dumm,/mit Latten ohne was herum./ Ein Anblick gräßlich und gemein./Drum zog ihn der Senat auch ein.....*

Deutlicher als Morgenstern kann man es nicht sagen: Ohne Zwischenraum, ohne Zwischenzeiten, ohne Sonntage, würde das Leben „gräßlich und gemein“. Tragisch nur ist, daß heute kein Senat mehr den Mut besitzt, lückelose Belästigungen einzuziehen. Im Gegenteil, die verschiedenen Senate dieser Republik lassen es zu, daß uns zunehmend mehr Bretterzäune die Sicht auf die Welt und auf uns selbst versperren. Wer Lückenlosigkeit anstrebt, und das tun die Feinde des Sonntags, reduziert die Freiheit auf das einem Häftling großzügig offerierte Angebot, zwischen sieben gleichartigen Zellen wählen zu können. Ohne Zwischenräume, ohne Zwischenzeiten gelänge es weder den Menschen noch den sozialen Gemeinschaften, eigene Konturen und Profile zu entwickeln. In den Zeitgräben des Dazwischen nämlich, in den Intervallen zwischen dem Gewesenen und dem Kommenden entwickelt sich das, was man gemeinhin „Identität“ nennt. Fernando Pessoa hat das wie kein anderer in seinem sensiblen Selbstportrait beschrieben: „Ich bin der Zwischenraum zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich nicht bin, zwischen dem, was ich träume, und dem, was das Leben aus mir gemacht hat.....Ich bin die Brücke des Übergangs zwischen dem, was ich nicht habe, und dem, was ich nicht will.“

Erst der Sonntag, diese Brücke, zwischen dem Nicht-mehr und dem Noch-nicht, macht die Woche zur Zeitinstitution, und nur er hält sie am Leben. Er erlöst die Menschen vom stumpfsinnigen Immerweiter-machen-müssen. Reißt man die Sonntagsbrücke ein, verschwindet die Woche gleich mit. Es gäbe keinen vernünftigen Grund und auch keinen Anlaß mehr, den Monat in Abschnitte zu unterteilen. Mit dem Sonntag gingen der Mittwoch, der Donnerstag und die anderen Tage ebenso unter und, das ist besonders bedrohlich für die jüngere Generation, es fällt auch der Samstag-Abend weg. Die Woche wäre ohne die Wegmarke des Sonntags am Ende weil's kein Wochenende mehr gäbe. Die rot markierten Stellen in unseren Kalendern würden dann so grau und konturlos, wie es die übrigen bereits sind.

Davor warnten bereits die Brüder Grimm, nicht in ihren Märchen, sondern in ihrem Wörterbuch. In den für ein Wörterbuch ungewöhnlich hymnischen Worten beschreiben sie das „Dazwischen“, das sie als ein „Zugegensein charakterisieren, „das eine Scheidung oder Unterbrechung bewirkt, im Raum und in der Zeit“. Ihre Beispiele unterstreichen dies eindringlich: „Die Häuser stoßen nicht aneinander, ein Garten liegt dazwischen“ (der Sonntag, als Garten--ein schönes Bild), „ein Bach fließt dazwischen“ (der Sonntag als Lebensader, die alles im Fluß hält--ein nicht minder treffliches Bild). „Um die Kupferstiche zu schonen, legt man Seidenpapier dazwischen“ (Der Sonntag schont die Arbeit der Werkzeuge).“ Das Gedränge war groß, man konnte nicht dazwischen durch“( Diese Enge blüht uns, wenn wir den Sonntag abschaffen). „Als er die Streitenden erblickte, warf er sich dazwischen“ (die friedensstiftende Funktion des Sonntags)..

Mit dem Sonntag stehen die von den Brüdern Grimm so sensibel beschriebenen Zwischenräume und Zwischenzeiten auf der Kippe. Sie geraten unter Rationalisierungsdruck, sowohl von Seiten der Arbeit, als auch von der Konsumentenseite. Für die immer einflußreicher werdenden ökonomische Fundamentalisten, sind soche Zwischenzeiten wie der Sonntag, aber nicht nur der Sonntag,

ausschließlich zeitliches Brachland, das der Bewirtschaftung, und das heißt, der Eroberung durch das „Zeit-ist-Geld“ Prinzip, schnellstens zugeführt werden muß. Daher geht es beim Sonntagsschutz nicht nur um Arbeitsruhe und Geschäftseinschränkungen, es geht um viel mehr und um erheblich Wichtigeres. Es geht um unsere Zeitkultur, die immer auch unsere Lebenskultur ist. Entscheiden wir über den Sonntag, entscheiden wir ob die Prinzipien des Marktes, die da heißen Konkurrenz **statt** Gemeinschaft, Rivalität **statt** Solidarität, Aktivität **statt** Ruhe, Schnelligkeit **statt** Langsamkeit, Verkaufen **statt** Schenken, kurz gesagt: Geld **statt** Liebe, ob diese Prinzipien unser gesamtes Leben bestimmen sollen. Warum braucht man eigentlich das noch am siebten Tag, was man bereits sechs Tage lang hat? Kann mir das mal jemand erklären?

Wie die Sonntage aussehen werden, wenn sie den grauen Herrn der Werkzeuge in die Hände fallen, hat sich der spanische Filmregisseur Bunuel in einem leider nie realisierten Kurzfilmprojekt einstmals ausgemalt. Die Kirche wird gezwungen, so die Ausgangsidee Bunuels, ihre rhythmischen Kulthandlungen an den durch die Konkurrenz vorangetriebenen Hochgeschwindigkeitstakt des Wirtschaftslebens anzupassen. Mit folgendem Effekt: Zwischen den Obelisken des von Bernini gestalteten Petersplatzes werden mehrere festlich geschmückte Altäre aufgebaut, an denen jeweils ein Priester die Messe zelebriert. Nach einem Startschuß treten die Priester in einen Wettstreit ein, bei dem sie herausfinden, wer die Messe am schnellsten zu „feiern“ im Stande ist. In unglaublicher Geschwindigkeit leeren die Geistlichen ihre Texte herunter und ermuntern die Gläubigen, es ihnen nachzumachen. Dabei bringen sie ihre hilfreichen Meßknaben an den Rand der Erschöpfung. Schließlich fallen einige Beteiligte um und scheiden aus dem Wettbewerb aus. Sieger wird schließlich ein spanischer Priester, dem es gelingt, das gesamte Meßritual in eindreiviertel Minuten hinter sich zu bringen.

\*

Man kann nicht oft genug darauf hinweisen: Der Sonntag als Tag der „Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“ ist nur sozial zu legitimieren. In der Besonderheit dieses siebten Tages, der aus christlicher Sicht der erste Tag der Woche ist, wird der Sachverhalt anerkannt und bestätigt, daß Menschen etwas Gemeinsames haben, daß sie soziale Wesen sind, also auf Gemeinschaft als Lebensmittel angewiesen sind, und Gemeinschaft ist ja etwas anderes, als die Summe der ihr angehörenden Einzelmenschen. Der Sonntag ist keine Erfindung der Kirchen sondern eine Erfindung der Gesellschaft, die es ohne ihn nicht gäbe. Und erst recht ist er, wie das anscheinend einige in unserem Land glauben, keine Erfindung der Gewerkschaften. Die Kirchen und die Gewerkschaften verteidigen, wenn sie den Sonntagsschutz verteidigen, **nicht** ihre spezifischen Eigeninteressen, sie verteidigen das **Soziale** und das **Kulturelle**, in einem Wort: Sie kämpfen für den Erhalt unserer zivilisatorischen Errungenschaften.

Sozial wird der Mensch dann, wenn er das „Nutzlose“, das „Übernützliche“ zu schätzen weiß und wenn er dem Leben jenseits des Erwerbsinteresses eine Chance zu geben vermag. Wenn er in seinem Nachbarn nicht nur seinen Konkurrenten bei der Jagd um die Schnäppchen dieser Welt sieht. Das ist auch der Grund, weshalb sich der Sonntag mit Blick auf ausschließlich individuelle Freiheitsrechte **nicht** sinnvoll verteidigen läßt. Der Sonntag ist kein freier Tag, den man wahlweise auch am Mittwoch nehmen könnte. Die Individuen, als Gemeinschaft der Individuen, haben ihn nötig, und die sozialen Systeme brauchen ihn als Bedingung ihrer Existenz. Im Namen der individuellen Wahlfreiheit dürfen

die Freiheiten, die das Soziale verleiht, nicht zynisch liquidiert werden. Darauf machte auch der Papst in seiner Wiener Predigt vom September dieses Jahres aufmerksam: „ Wir brauchen den Tag der Begegnung, die uns zusammenführt, die uns einen Raum der Freiheit schenkt, uns über das Getriebe des Alltags hinausschauen läßt“.

\*

Und noch etwas gerät zunehmend in Vergessenheit: Regelmäßig wiederkehrende Tage der Arbeitsruhe sind so notwendig, wie die Arbeit selbst. Das beweist auch ein Realexperiment der Briten aus dem Jahr 1914. Im Rahmen der Kriegswirtschaft entschlossen sich die britische Industrie und der britische Staat gemeinsam, die Sonntagsarbeit einzuführen und darüberhinaus auch noch die tägliche Arbeitszeit zu verlängern. Zum Erstaunen der Initiatoren führte diese Maßnahme nicht zu der erwarteten Produktionssteigerung sondern zum Sinken der produzierten Mengen. Darüberhinaus stürzte die Leistungsfähigkeit der Arbeitenden ab und die Anzahl der Störungen im Betriebsablauf nahm zu. Umgehend brach man das Experiment ab und kehrte zum arbeitsfreien Sonntag zurück. Die Lehre dieses mißlungenen Experiments liegt auf der Hand: Die Produktionsmenge hängt nicht davon ab, wie lange gearbeitet wird, sie hängt davon ab, wie lange **nicht** gearbeitet wird. Eine Erkenntnis, die es lohnt, daß sie sich herumspricht. Sie ist im übrigen nicht allzu neu. Gott nämlich schuf bekanntermaßen die Welt in sechs Tagen. Manche wissen auch, daß er am siebten Tag ruhte, und das aus Gründen der Schöpfung und nicht aus Gründen der Erschöpfung. Die Ruhe erst, und das ist die Botschaft der Schöpfungsgeschichte, vollendet das Werk. Sie erst ermöglicht es, auf das Erarbeitete zu schauen, es zu bewerten und es für gut oder weniger gut zu befinden. Der siebte, der Ruhetag, gehört zur Schöpfung, er ist ein Teil von ihr. Nur weil dieser Ruhetag existiert, gibt es einen Anfang, ein Ende und es gibt Vollendung. Ohne diesen siebten Tag, ohne den Sonntag, gäbe es keinen Anfang mehr, kein Ende und nichts mehr würde vollendet.

\*

Auch kleinere soziale Systeme, wie Familien, benötigt verlässliche, den jeweiligen Tag überdauernde Zeitregeln, auch sie brauchen Anfänge und Abschlüsse. Familien sind auf feste, regelmäßig wiederkehrende Zeiten angewiesen. Nur durch eine verbindliche Regelmäßigkeit von erwartbaren Wiederholungen stabilisiert sich ihr soziales und kulturelles Leben. Feste Zeiten erst geben Familien und Freundschaften einen festen Rahmen, der ihren Bestand sichert. Sie entlasten die Familienmitglieder von der Aufdringlichkeit, Zeit immer wieder zum Thema machen zu müssen, sie permanent koordinieren und kontrollieren zu müssen. Nur durch „Oasen relativer Zeitlosigkeit“, wie den Sonntag, werden Familien und andere soziale Systeme von permanentem Zeit-Management entlastet. Nur so kann verhindert werden, was in Großbritannien bereits traurige Realität ist, daß berufstätige Eltern mehr als doppelt soviel Zeit zum Lesen und Beantworten von Mails aufwenden, als zum Spiel mit ihren Kindern.

Was für Familien und deren Zusammenhalt gilt, trifft gleichermaßen auch für viele andere soziale Formen der Vergemeinschaftung zu. Solidarität etwa, das soziale Fundament und das Ferment allen langfristig stabilen sozialen Handelns hat nur über verlässliche, dauerhafte Zeitstrukturen eine Entwicklungschance. Fehlen diese, werden sich die Menschen noch häufiger als es heute bereits der Fall ist, alleingelassen, abhängig und ohnmächtig fühlen. Dies trotz allzeit geöffneter Kaufhäuser, trotz

sofortigem Internetzugriff und trotz televisionärer Kanalvielfalt (die immer seltener etwas mit Programmvielfalt zu tun hat). Die Beschleunigung des gesellschaftlichen und des individuellen Tempos erhöhen das Risiko, auf der Strecke zu bleiben. Daher gleichen jene, die den Sonntag der Ökonomie und dem Konsum opfern, in fataler Art und Weise jenem dummen Bauern, der seine letzte Kuh zu Geld macht, um sich von deren Erlös eine neue Melkmaschine zu kaufen.

\*

Wie immer wenn's um Zeit geht, so stellt sich auch beim „Kampf“ um den Sonntag die Frage, wem gehört eigentlich die Zeit des Sonntags und wer bestimmt über deren Ordnung. Werden in Zukunft die Arbeitszeiten und die Ladenschlusszeiten nicht mehr, wie bisher, von demokratisch gewählten Interessens- und Volksvertretern geregelt, werden sie, wie das in völliger Verknennung des wirklichen Sachverhaltes heißt: „frei gegeben“, dann bestimmen die Einzelunternehmer bzw. die Ladenbesitzer, die Kaufhausmanager und die Kundenströme (die ja keinen Minderheitenschutz kennen) über die Öffnungszeiten. Wir ersetzen damit demokratisch legitimierte Ordnungsentscheidungen unserer Parlamente durch Zeitvorgaben, die von einflußreichen Einzelpersonen, sprich: Ladenbesitzer und Kaufhausbetreibern, und deren Interessen getroffen werden. Ein schlechter Tausch für all Bürger, die am Erhalt ihrer Souveränität interessiert sind. Theodor Fontane hat lange vor der heutigen Sonntagsdebatte einen Kommentar dazu abgegeben: „Das immer Arbeiten-müssen macht egoistisch wie alles Ausschließliche; es ist bürgerlich respektabel und verdirbt doch den Charakter. Ein liebenswürdiges Bummeln, wenn es ohne schwere Pflichtverletzung geschehen kann, berührt wohltuender als die ewig unerbittliche Korrektheit.“

Nicht das Paradies, wie immer wieder lauthals verkündet, erwartet uns nach der Abschaffung des geschützten Sonntags, nein es ist eine paradiesische Hölle, die da auf uns zukommt. Dort, in der Hölle, gibt es vieles, aber, wie bekannt, es gibt dort weder Schlaf noch Ruhe, weder Beschaulichkeit noch Freundschaft und schon gar keine Solidarität. Berthold von Regensburg, einer der großen mittelalterlichen Prediger, hat darauf hingewiesen: „Was“, so fragt er seine Zuhörer, „ist am Teufel am schlechtesten?“ Die Antwort: „Dass er ohne Unterlass und ohne Ruhepause sündigt, sowohl tagsüber als auch nachts.“ Was, so ist zu fragen, gibt es eigentlich für Gründe, daß wir diesem teuflischen Prinzip heute so hoffnungsvoll nacheifern? „Heilig“ ist der Sonntag, weil er nicht zum Verkauf steht, und je mehr wir ihn dem Geschäft öffnen, um so weniger „heilig“ ist er, um so unheilvoller wird das Leben. Der Sonntag ist und bleibt hoffentlich auch der Tag der kleinen Fluchten, der Tag des „ermäßigten Glücks“(Freud).

\*

Die wichtigsten Gründe, die dafür sprechen, ihn nicht kampflos aufzugeben, nochmals zusammengefaßt:

**I. Der Sonntag ist eine Zeitinstitution, die dem Sozialen und dem Überindividuellen dient. Er schafft Gemeinschaft in dem er dem Gemeinschaftlichen Raum und Zeit verschafft.**

Der Sonntag stabilisiert und entwickelt eine Zeitordnung, die auf Regelmäßigkeit, auf Langfristigkeit, auf Kult und Kultur aufbaut und die sich im Rhythmus von Anfangen und Beenden, von Mannigfaltigkeit und Gleichmäßigkeit, von Abwechslung und Stabilität entfaltet und entwickelt.

**II. Der Sonntag ist ein Tag des Übergangs, des Intervalls. Er ist eine notwendige Unterbrechung.**

Als Zeit des Dazwischen gibt er der Woche und dem Alltag eine Kontur. Er macht die Sicht frei auf Dinge und Geschehnisse und befreit davon, immer weitermachen zu müssen. Er unterscheidet das, was war, von dem, was kommt. Er ist die Brücke zwischen dem Nicht-mehr und dem Noch-nicht.

**III. Der Sonntag huldigt der Schöpfung und nicht der Wertschöpfung.**

Er ist die Zeit des Innehaltens, der Zeit der „seelischen Erhebung“(Grundgesetz). Die Menschen benötigen ihn, weil sie nicht vom Brot, sprich: vom Geld, alleine leben. Der Sonntag ist ein kleiner Vorgeschmack auf die Ewigkeit. Er erinnert daran, daß wir zeitlich sind. Darüberhinaus macht er darauf aufmerksam, daß weder die Welt noch das Leben erkauf werden können und die wirklich wichtigen Dinge des Lebens nicht in den Regalen der Supermärkte zu finden sind. Der Sonntag schützt uns vor der Zumutung der Rundumverkundung.

**IV. Der Sonntag macht das Leben rhythmisch und schützt die Gesellschaft vor der Auszehrung durch das Zeit-ist-Geld Prinzip.**

Der Sonntag verhindert, daß sich die Gesellschaft und deren Individuen in der Hetze des ununterbrochenen Zeitsparens erschöpfen. Er bewahrt uns vor der totalen Diktatur des Zeit-ist-Geld Prinzips. Der Sonntag hält die Erfahrung am Leben, daß nur jene Stunden zählen, die nicht gezählt werden.

**V. Das „Ringens“ um den Sonntag ist ein „Ringens“ um Zeiträume des guten Lebens.**

Am Sonntag darf man die Zeit zu sich einladen, man muß ihr nicht nachhetzten, muß sie nicht managen, nicht ununterbrochen organisieren. Am Sonntag kann man der Zeit dabei zusehen, wie sie vergeht und auch dabei, wie immer wieder neue nachkommt. Man darf an diesem Tag mit gutem Gewissen nichts tun, und muß sich nicht einmal groß dabei anstrengen.

\*

Das alles sind gewichtige Gründe die, nicht nur in Sonntagsreden, zum Lob des Sonntags vorgebracht werden können. Es gibt aber auch noch bescheidenere, die deshalb nicht weniger wichtig sind. Auch sie sprechen für den Erhalt dieses „erhebenden“ Tages.

- An den Sonntagen frühstücken so viele Menschen gemeinsam, wie an keinem anderen Tag der Woche

- An keinem anderen Wochentag gehen so viele Personen mit Familienmitgliedern, Freunden und Freundinnen ins Kino.
- An Sonntagen verkehren erheblich weniger Lastwagen auf unseren Straßen. Sowohl die Natur als auch das soziale Leben werden hierdurch entlastet.
- Jugendliche genießen, zumindest äußern sie das, den Sonntag als den Tag, „an dem man ausschlafen kann“
- Siedlungsbewohner wissen zu schätzen, daß es am Sonntag verboten ist, den Rasen geräuschvoll zu mähen
- Am Sonntag erhält man selten vor 11 Uhr Telefonanrufe, zumindest bis dahin ist dieser Tag relativ störungsfrei.
- Die Zahl jener Menschen, die das ästhetische Umfeld durch hässliche Plastiktüten belästigt, ist an Sonntag erheblich geringer als an Werktagen.
- Am Sonntag darf man sich endlich einmal langweilen, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen.
- Für den Sonntag muss man, wenn man nicht arbeiten möchte, keinen Urlaub beantragen.
- Am Sonntag sind (fast) alle Menschen „Arbeitslose“. Ohne die Existenz des Wochenendes wären die Arbeitslosen nicht nur 5 sondern 7 Tage arbeitslos.

Warum wollen wir alle diese Errungenschaft eigentlich abschaffen – und was bekämen wir dafür? Welche Hölle basteln wir uns da eigentlich zusammen, während wir fleißig und hektisch versuchen, ein irdisches Paradies zu schaffen? Es nützt wenig, das Tempo des Lebens zu erhöhen, wenn man in eine Sackgasse läuft, und genauso wenig sinnvoll ist es, die Geschäfte am Sonntag zu öffnen, nur weil man sonst nichts mit sich und diesem Tag anfangen kann.

**Zum Weiterlesen:**

*Geißler Kh. A.:* Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort. Herder Verlag 2007

*Geißler Kh.A.:* Wart mal schnell. Herder Verlag 2007

**Autor: Prof. Dr. Karlheinz Geißler, München. Mail: karlheinz.geissler@unibw.de**